

Die Zelle Welt

Nr. 7

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Ernst Lie.

(Fortsetzung.)

Rasper lag am Strand in dem hohen Meergras, Dagny saß auf einem kleinen Stängel zwischen dem Saldekraut und horte ihm zu.

„Und dann bauen wir uns ein Haus im Felsental, weiß soll es sein und mit einer großen Fahnenstange, damit wir mit unserer Flagge nach dem Hafen hinausgrüßen können. Und unser Segelboot liegt unten auf dem Schlick zur Ebbezeit und wartet auf uns und dann machen wir wieder unsere großen Segelpartien. Und wir segeln um die Landspitze herum und winken nach Kjell hinüber, nach dem Garten und der Laube. Und dann zur Fabrik hinaus, die sich neu an der Nisbucht erhebt. Da kommt dann der Chef mit seiner Frau heraus, um nachzusehen, wie all die prächtigen Waren an Land gebracht werden, die die Schiffe von Arenz & Comp. aus aller Herren Länder herholen.“

Sie saß, blickte auf das Wasser hinaus und lächelte.

„Dagny.“

Sie wandte sich um.

„Du bist wie die blauen Berge.“

„Nein, ich nicht, aber meine Liebe.“

„Ich dachte heute Nacht an einen alten Spruch, der mich förmlich überrascht hat. Man beachtet ihn für gewöhnlich viel zu wenig. — Darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen.“

„Ja, ich kenne ihn.“
„Er liegt so viel Weisheit darin, Dagny. Wenn ich Dich ansehe und die See, den Strand,

die Berge und Wälder, die Luft und all die Farben — ja alles, was ich um uns her sehe und höre — in Dir ist alles das vereinigt, Du bist die

Seele des Ganzen. Wenn ich Dich von hier fortnehme, so nehme ich das Leben und das Herz aus alledem weg. Und dann würden Wald und See und die blauen Berge ein Klage Lied anstimmen um ihre entführte Königin. Du mußt hier bleiben. Und der Mann wird seinem Weibe anhängen.“

„Du weinst wohl, Dagny?“

Sie gab keine Antwort, sie sah ihn nur mit einem strahlenden Lächeln an und ihre großen Augen schwammen in Tränen.

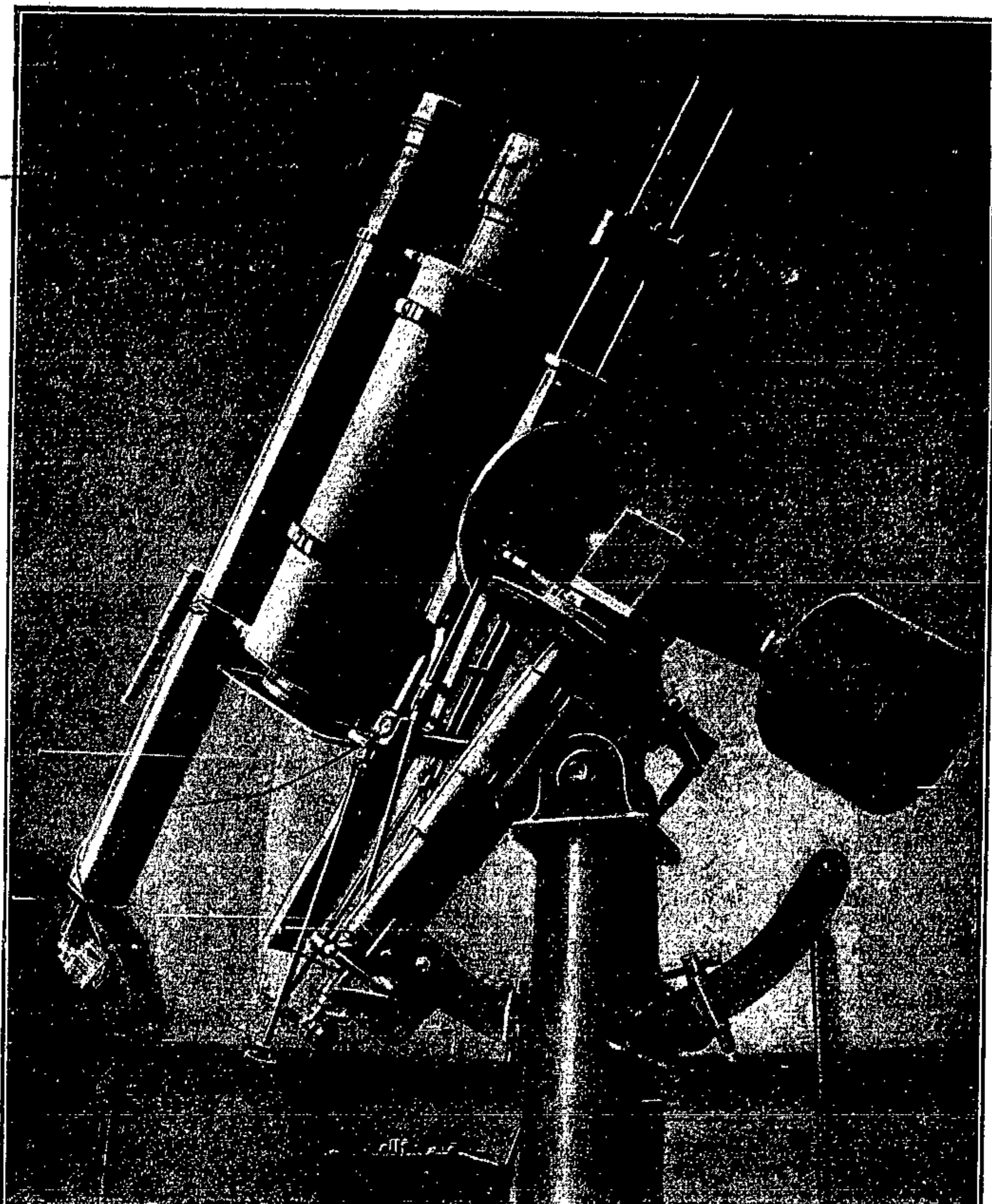
„Zindest Du es so schön, daß ich hier bleiben will.“

„Nein, nein, Rasper, das ist es nicht. Aber das, was Du sagst, ist so schön.“

Nach einer Weile fragte er:

„Aber sag doch, findest Du es so lustig, daß ich hier bleibe? Jetzt, wo es abgemacht ist, kannst Du es ja ruhig sagen — nur ob es Dich freut, ob es Dir lieb ist — aber ganz offen heraus.“

Sie antwortete ernst: „Ja, siehst Du, Rasper. Ich habe ja soviel darüber nachgedacht. Ich weiß auch, daß unser Leben dort draußen vielleicht reicher und bewegter und glanzvoller sein würde. Du hättest dort größere Verhältnisse für Dein Schaffen. Du würdest viel mehr Geld ver-



Witts 6zölliger photographischer Refraktor in der Berliner Urania, mit dem der Planet Eros entdeckt wurde.

blenen als hier — vielleicht unermesslich reich werden. Aber ist das an und für sich denn wirklich so viel wert? So viel wie unser Leben und all die Jahre, die wir vor uns haben. Wenn uns hier zu Hause schon ein Dasein bereitet ist, das uns doch schließlich genügen kann — auch wenn es äußerlich nicht so viel ist wie das andere. Ob wohl all das Glänzende, Große da draußen den Verlust dessen aufwiegen kann, was wir hier haben — wo unser ganzes Leben ein Wiederhall findet in denen, die wir lieben und die uns lieb haben. — Denke nur daran, daß wir hier zu Hause unser eigenes Glück in den Augen deiner Mutter und meines Vaters sich wieder spiegeln sehen, daß wir uns unsres Stolzes und unsrer Freude bewußt sein dürfen, weil wir in unsrer Umgebung den sichersten Maßstab dafür haben. Ja, ich denke eigentlich so: glaubst Du nicht auch, alle Stunden unsres Tages werden hier daheim reicher und voller sein wie draußen. Glaubst Du nicht, in der ferneren, fremden Welt würde unser Leben leerer sein — gleichsam offener?"

„Sm.“

„Ach, Kasper, ich freue mich so auf jede Stunde, auf jeden Tag, den wir zusammen leben werden.“

Kasper Bugge saß eine Zeitlang nachdenklich da. Er suchte nach einem Einwand, aber er wußte nicht, wie er die Gedanken, die in ihm auf und niederwogten, in feste Form bringen sollte.

„Ja — ja, gewiß, Dagny. Aber doch ist es nicht das. Nein, nein, nicht das. Es ist noch etwas anderes, oder vielmehr, es war noch etwas anderes, denn jetzt ist es vorbei damit. Etwas — etwas — was Du wohl nicht ganz verstehst.“

Sein Blick schweifte wieder weit hinweg über den Horizont. Dann wandte er sich plötzlich wieder zu ihr und nun brach es aus ihm heraus:

„Ja, Dagny, hast du Vertrauen genug zu mir, um mir das ganze unsagbare Erlebnis meines Lebens zu sein?“

Sie reichte ihm beide Hände und sah ihn mit ihren großen, glänzenden Augen an. Ihre Nasenflügel bebten und ihr Busen hob sich:

„Ich glaube ja, Kasper.“

* * *

Es war ein Winterabend in Kasper und Dagnys Wohnung. Draußen lag fuktiefer Schnee. Kasper und Andreas Neerdrum waren zusammen Ski gelaufen. Zu Dagnys festlich geschmückter Abendtafel waren sie heimgekommen und jetzt saßen sie alle drei im Wohnzimmer beisammen.

Vor dem mächtigen Balkonfenster, das auf den Garten hinausging, hingen dicke Vorhänge. Die Leuchter am Flügel und die Kohlen im Kamin verbreiteten ein mildes Licht. Sonst war das Zimmer dunkel. Kasper und Andreas saßen auf niedrigen Stühlen zu beiden Seiten des Kamins. Ihre Zigarren glimmten wie Leuchfeuer durch das Halbdunkel. Zwischen ihnen stand ein kurzbeiniger Tisch mit Kaffeetassen und Viskörgläsern.

Etwas weiter in das Zimmer hinein saß Dagny. Das Licht vom Flügel her wob einen Glorienchein um ihr goldenes Haar.

Vom Speisezimmer her hörte man Tellerklirren und die Schritte des Mädchens, das abdeckte. Sonst nur ein leises Summen und Sieden in den Kohlen.

Endlich brach Andreas das lange Stillschweigen.

„Ich kann es gar nicht begreifen, daß ich wirklich hier sitze.“

„Frängst Du an, an Deiner Identität zu zweifeln. Weißt Du, daß das ein Symptom von beginnendem Wahnsinn ist?“

„Ja, es ist wirklich eine Art Wahnsinn. Wenn man so Abend für Abend hier sitzt und all den Meid und die Bitterkeit in sich hineinschluckt.“

„Du meinst wohl das Geflügel von vorhin?“

„Nein — nur Dein unverschämtes Gesicht. So was bekommt einem nicht. — Jedesmal noch elender nach Hause zu gehen.“

„Du bist in letzter Zeit so unchristlich geworden, Andreas — für einen Diener des Herrn . . .“

Andreas Neerdrum beugte sich vor und streifte die Asche von seiner Zigarre ins Feuer ab.

„Das bin ich nicht mehr.“

Jetzt blickte Dagny zum erstenmal auf.

„Was soll denn das heißen?“

„Ich habe dem Alten gesagt, daß er sich auf Neujahr einen neuen Kaplan anschaffen möchte. Ich mag nicht mehr.“

„Suchst Du etwa — —“

„Ich habe mich mit dem Schulverwalter über ein paar Stunden geeinigt — in Sprachen, Geschichte und vielleicht auch Religion.“

„Und das sagst Du so ganz — und beim Kaffee? —“

„Siehst Du, die Sache fing an ernst zu werden. Der alte Probst kam allmählich dahinter, daß er seinen Kaplan noch zu etwas anderem brauchen könnte, wie jeden andern zweiten Sonntag eine Predigt zu halten. So packte er mir denn alle möglichen alten Weiber auf, Vetbrüder, Laienprediger — kurz, ich sollte so eine Art Seelsorger in Einsalt und Popularität für Peter und Paul sein — oder vielmehr für Petrine und Pauline — Vetsunden, Meetings usw. Und bei alledem hat er mich ganz falsch tariert, ich kann so etwas nicht.“

„Glaubst Du denn, daß Du Lehrer sein kannst — in Einsalt und Popularität?“

„Ja, bei etwas älteren Jungens — in der Lateinschule . . .“

Sie schwiegen eine Zeitlang. Dann sagte Dagny:

„Du solltest dich gewiß verheiraten, Andreas.“

„Nein, das sollte ich gewiß nicht, Frau Bugge.“

„Ich heiße nicht Frau Bugge.“

„Doch, wenn Du solche unverständige Sachen sagst.“

Kasper Bugge lachte.

„Hast Du das nicht bemerkt: — wenn die Damen in ein gewisses Alter kommen und mit ihrer eignen Lebenslage zufrieden sind, so fangen sie unfehlbar an, Ehen zu stiften.“

„Ungemüthliche Männer sind mir das Aergste was es gibt,“ sagte Dagny. „Wenn ihr nicht gleich aufhört, so mache ich, daß ich hinauskomme. Und so ernst wie die Sache ist . . .“

„Bei dir?“

„Kasper, Du kannst nur selbst machen, daß du hinauskommst. Ist er nicht abscheulich, Andreas?“

„Ja, das ist er. Er verdient Dich überhaupt gar nicht.“

„Ich meine also in Bezug auf Andreas — daß er nicht mehr Pastor sein will.“

„Es war wie gesagt ein Mißverständnis. Und das werde ich Dir nie verzeihen, Dagny.“

„Mir?“

„Ja, Dir. Denn natürlich ist es Deine Schuld. — Damals, als Du zum erstenmal aus deinem Kloster heimkamst, war ich so fanatisch, daß ich drauf und dran war, katholischer Priester zu werden. Aber ich erinnerte mich noch rechtzeitig daran, daß ich Dich dann anständigerweise nicht hätte heiraten können.“

„Als ob Du das so gekonnt hättest.“

„Nein, das war eben auch wieder ein Mißverständnis. Dafür habe ich doch jetzt die Bestätigung, nicht wahr?“

„Wui Andreas. Es ist wirklich besser, wenn Du jetzt aufhörst.“

„Mir tun nur die armen Jungens in der Lateinschule leid!“ sagte Kasper Bugge.

„Danke schön. Ich selbst tue mir wenigstens ebenso leid.“

„Vor allem ist es ein Unglück für Dich, mein Freund, daß Du es nie nötig gehabt hast etwas zu tun.“

„Oder daß das, was ich tat, immer verkehrt ausgefallen ist.“

„Du hast zu viel Geld gehabt.“

„Und das willst Du mir zum Vorwurf machen, wo Du selbst im Laufe eines Jahres meine Renten verdoppelt hast.“

Kasper Bugge lachte.

„Ja, die Fabrik war eine gute Spekulation für Dich.“

„Ach, ihr habt mir alle beide nichts wie Böses getan. Ihr habt es beide auf mich abgesehen. Aber das sag ich Euch — heute Abend gebe ich nicht mehr heim. Es wäre unfehlbarer Selbstmord.“

„Erinnerst Du Dich noch Deines Freundes in Paris, im Montinental, Kasper?“ fragte Dagny, „der auch nicht nach Hause gehen konnte? Ja, Du hast nette Freunde.“

Kasper Bugge erzählte die Geschichte von seinem „Freund“, einem Kameraden von der französischen Flotte, der sie im Hotel besucht und sich aus Begeisterung für Dagny so tödtlich betrunken hatte, daß sie ein Zimmer für ihn nehmen mußten.

Währenddem setzte Dagny sich an den Flügel. Sie spielte verchiedenes. Die beiden am Kamin sprachen hier und da ein Wort mit gedämpfter Stimme. Schließlich fing sie an ein Wiegenlied zu variieren. Sie setzte das einfache kindliche Thema in alle möglichen Belendungen, in Moll. in Dur — liebte es, spielte damit.

Kasper und Andreas schwiegen.

Sie fuhr fort ihre Melodie zu spielen.

Und nun hob Andreas Neerdrum mit stillem Lächeln sein Glas und trank Kasper zu, der ihm lächelnd zunickte und ebenfalls sein Glas leerte.

Eine Weile darauf begleitete Kasper Andreas in das Gastzimmer. Als er zurückkam, saß Dagny am Ofen.

Er setzte sich zu ihr und rauchte seine Zigarre zu Ende.

Sie schwiegen beide.

„Der arme Andreas,“ sagte sie endlich.

„Ach, ich weiß nicht. Er hat es in Wirklichkeit ganz gut.“

„Glaubst Du wirklich?“

„Was sollte er denn sonst werden? Was meinst Du, daß er werden sollte?“

„Nein — er ist so sehr Aesthetiker, das ist gewiß.“

Dann wandte sie sich plötzlich zu ihm.

„Als Du vorhin von einem gewissen Alter sprachst oder so was ähnliches — war das nicht vielleicht doch im Ernst gemeint?“

„Dagny.“

„Du, Kasper, bist Du sehr verliebt in mich?“

„Weißt Du, zu solchen Fragen hab nur ich das Recht. Wenn Du wirklich Deine erste Schulweisheit schon vergessen hast, so werde ich allerdings bange, daß die Jahre anfangen Dich zu drücken, mein Schatz.“

Sie lächelte vor sich hin.

„Gibt es nicht einen Ausdruck, der „je nach den Umständen“ heißt?“

„Nein, für Dich nicht. Die — in Klammer — Heiden haben keine Entschuldigung, denn sie haben Gottes Wort in ihren Herzen geschrieben, dazu noch die Gedanken, die einander verklagen und entschuldigen.“

„Du bist so lieb, Kasper, und Du kannst so schön sprechen.“

Gleich darauf sagte sie ohne aufzublicken:

„Sag doch was, Kasper.“

„Nein.“

„Ach ja, tu es doch.“

„Du bist wie die blauen Berge . . .“

Wenn Konsul Arens gehofft hatte, an seinem Schwiegersohn eine Stütze und Ablösung für seine alten Tage zu finden, täuschte er sich

bitterlich. — Ja, der alte Herr hatte jetzt so schlimme Tage wie noch nie in seinem Leben und daran war nur Kasper Bugge schuld.

Konsul Arenz stand zwischen zwei Feuern. Wenn er das eine auslöschten wollte, so flammte das andere nur um so gefährlicher auf.

Er hatte seine schwere Arbeit gehabt, um Kasper Bugge dazu zu bewegen, daß er daheim blieb. Er hatte ihm unumschränkte Vollmacht über sein Geschäft gegeben, sowohl über das Kapital wie über den Betrieb. Und er hatte nicht gewußt, was er damit tat.

Kapital — Konsul Arenz wußte bald gar nicht mehr, ob er überhaupt noch welches hatte. Sein feuer- und einbruchssicherer Schrank wurde gewaltsam gesprengt und er sah alles, was darin lag, Bankblicher, Obligationen, solide Aktien und andere sichere Papiere davonschleudern und sich in alle Winde zerstreuen, als ob der Teufel in sie gefahren wäre. Tausende und aber Tausende wurden gekündigt, realisiert, konvertiert, hier und da angebracht — sein gutes, solides Kapital auf fliegenden Füßen. Hoffnung anstatt Sicherheit, beständige Angst anstatt stiller Freude.

Draußen an der Risbucht wurde die Fabrik umgebaut, erweitert, modernisiert — mit einem Ingenieur und doppelten Arbeitskräften — sie heizten unter den Kessel da draußen mit seinen Banknoten. Der Sägemühle an der Zuhutung erging es ebenso und unten an der Brücke lag Großvaters alter Packboden in Schutt und Trümmern, um „Platz, Licht und Luft“ zu schaffen. Und dann die Gruben oben auf der Anhöhe — zwei, drei, vier Wasserfälle im Tronselb — und zwischen alledem fuhr Kasper Bugge im Boot oder in seinem Kariol rastlos hin und her, bald hierhin, bald dorthin und kam dann wieder heim wie mit lauter Säcken voller Sturm, die jeden Augenblick plagen konnten. Die Papiere stoben aus dem Schrank und Konsul Arenz durfte ihn jetzt nicht mehr zumachen.

Die Sache war die, daß Kasper Bugge alles dran setzte, um für sich und Dagny das Reise-geld nach China zusammenzubringen. So war er nun einmal, er kannte ihn jetzt — Konsul Arenz.

Mit einem Male konnte es so weit sein. Ein „Mein“ am Mittwoch, so stand er am Donnerstag schon auf dem Thingvallaschiff.

Es steckte Genialität in dem Burschen, so viel war gewiß. Nach kaum einem halben Jahr, obgleich alles noch so ganz neu war, ließ sich schon ein bedeutender Fortschritt in den Geschäftsbüchern konstatieren.

Aber die Sicherheit! Die Sicherheit! Die Genialität bot kein Unterpfand und das Vermögen hing in der Luft. Konjunkturen, Konkurrenz und alle möglichen anderen Wetterläunen des Schicksals konnten jetzt vielleicht ein reichliches Einkommen über sie hereinregnen lassen, aber im nächsten Jahr war es vielleicht wieder über alle Berge.

Und mit Vernunftgründen gegen Kasper Bugge anzukommen — das war völlig ausgeschlossen.

„Liebster Schwiegervater, siehst Du denn nicht ein, daß die Leute viel mehr Waren verlangen, als die Fabrik überhaupt herzustellen vermag?“

„Nun j . . a.“

„Gut, also müssen wir darauflos arbeiten, das Geschäft immer mehr ausdehnen.“

Oder er kam heim, ganz wild, direkt von den brausenden Tronselbwasserfällen:

„Wasserfälle — das sind keine Wasserfälle — das sind Pferdekkräfte. Frag nur den Ingenieur, wie viele darin stecken. So bekommst Du eine Pferdekraft für zehn Kronen. — Zehn Kronen für ein Pferd — ist das nicht der reine Häuberhandel?“

Und da stand man denn mit seinen Vernunftgründen.

Er reiste mit Dagny nach England, nach Frankreich und Deutschland und dabei wußte er das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Sie amüsierten sich in London, Paris, Berlin und Dresden, ja selbst in Brighton und Ostende, und zugleich knüpfte er überall neue Handelsverbindungen an. Ja, und obgleich es doch Geschäftsreisen waren, kam Dagny jedesmal strahlend wieder heim und fand, es sei diesmal doch am aller schönsten gewesen. — Und so ging er mit ihnen allen um, so daß der Konsul selbst schließlich nicht mehr widerstehen konnte. Aber hinterher kamen wieder die Bedenken. — Der Konsul saß auf seinem Kontorstuhl und die Angst brannte ihn an allen Ecken und Enden.

Frau Bugge und er hatten große Freundschaft miteinander geschlossen. Eine ungewöhnlich geschickte Frau! Wirklich ungewöhnlich! Jedesmal, wenn der Konsul sich mit all seinen Sorgen nicht mehr zu helfen wußte, fuhr er nach der Stadt zu Frau Bugge.

Und jedesmal ging er getröstet wieder heim.

Jemand einen realen Trost oder eine wirkliche Hilfe konnte sie ihm natürlich nicht bieten, denn sie konnte den Löwen ebensowenig bändigen wie sonst jemand. Von den Geschäften verstand sie ja auch eigentlich nichts — übrigens hatte der Konsul das jetzt auch beinahe aufgegeben, seit es so neu und mannigfaltig um ihn her emporwuchs. Aber es war schon ein Trost, wenn man nur mit jemand ein vernünftiges Wort darüber reden konnte. Und es war wirklich merkwürdig, wie diese Frau alles verfolgte und sich dafür interessierte und wie klug sie darüber zu reden wußte — wie sie erklären und ahnen, hoffen und glauben konnte.

Eines verstand sie vollkommen — und das war ihr Sohn. Wenn sie von ihm sprach und dem Konsul sein Wesen und seine Handlungen erklärte, so sah er das Ganze doch in einem gewissen Zusammenhang vor sich. Und das war eine große Erleichterung.

Als er heute mit seinem Schlitten vor Frau Bugges Tür hielt, um sie zu dem gewohnten Sonntagsmittagsessen nach Myll abzuholen, da kam er vielleicht mit noch schwererem Herzen als je zuvor.

Er ließ den pelzverbrämten Kutscher vor dem Hause halten, legte seine Decke in den Schlitten und ging hinein.

Frau Bugge saß fertig angezogen auf ihrem erhöhten Platz. Der Konsul pflegte am Sonntag vormittag immer zeitig zu kommen — so konnten sie noch ungestört etwas miteinander plaudern, ehe sie hinausfuhren. (Fortsetzung folgt.)



Die Geschichte der Planeten-Entdeckungen.

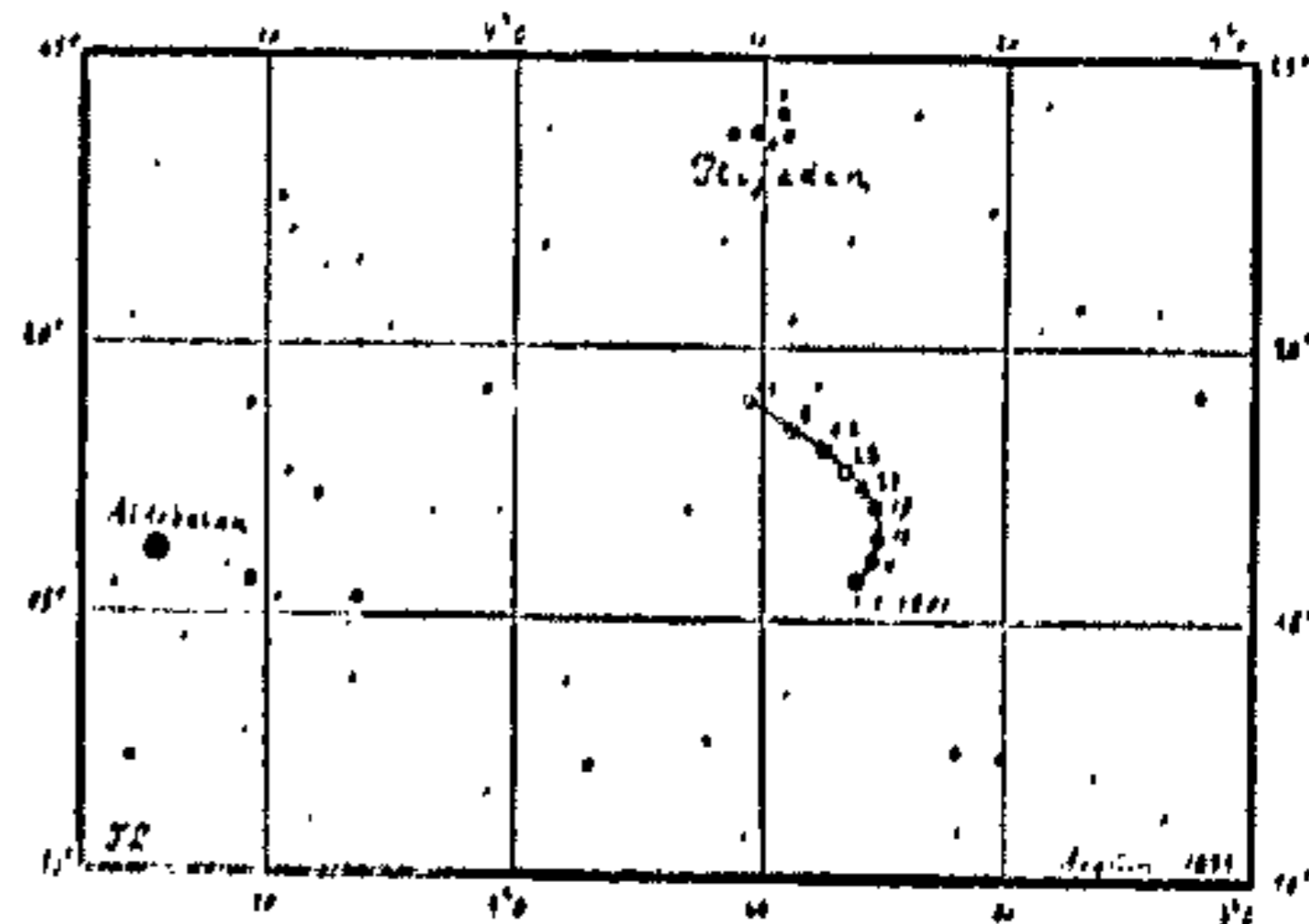
Von Felix Linke.

(Schluß.)

In Berlin war man damals gerade mit der Herstellung der „Akademischen Sternkarten“ beschäftigt, die alle Sterne bis zur neunten Größenklasse verzeichnen sollten. Die Stelle des Himmels, an der sich nach Leverrier der Planet befinden sollte, war gerade fertiggestellt, und Ende beauftragte seinen Assistenten Galle damit, nach dem Störrenfried zu suchen. Die Berliner Sternwarte besaß in ihrem neunzölligen Refraktor ein Instrument wie keine andere Sternwarte — noch heute ist es leider ihr größtes Instrument und durch den Zwölzfüßler der Urania längst überholt. — Noch am Tage des Eintreffens von Leverriers Brief suchte Galle die betreffende Stelle des Himmels ab. Er fand, kaum 1 Grad von der durch Leverrier bezeichneten Stelle ein Gestirn, das auf den akademischen Sternkarten fehlte. In

der folgenden Nacht ergab die Beobachtung unzweifelhaft eine Bewegung des Objektes, und es war sicher, daß Galle den vielgesuchten Planeten gefunden hatte. In der Folge bestätigte sich die Entdeckung.

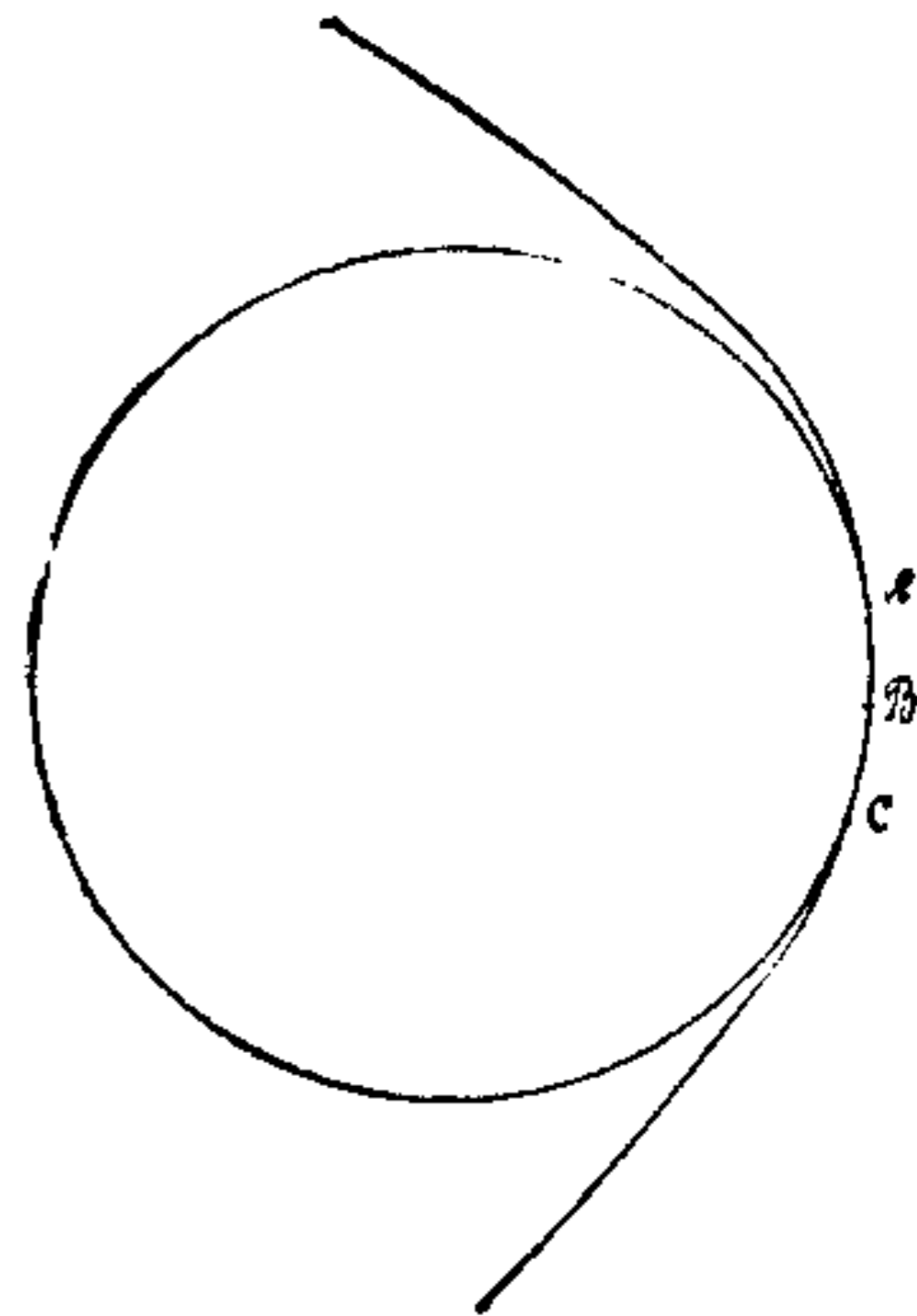
Spätere Nachforschungen von Petersen in Hamburg unter älteren Beobachtungen früherer Astronomen ergaben, daß La Lande in Paris den Planeten „Neptun“, wie er getauft wurde, schon 1795 beobachtet hatte, über 61 Jahre früher. Die Priorität der Entdeckung



Scheinbarer Lauf der Ceres
In der Zeit vom 1. Januar bis 11. Februar 1801.

erhielt natürlich Leverrier, weil er zuerst mit der Veröffentlichung hervorgetreten war; Adams ist durch die Schuld Mirys darum gekommen. Doch die Astronomen waren gerecht; sie waren froh, „zwei solche Sterne zu besitzen“, um mit unserem großen Dichter drastisch zu reden.

Das Problem der theoretischen Entdeckung Neptuns war nicht unüberwindlich, es erforderte aber ebensoviel Scharfsinn wie Ausdauer, die Adams wie Leverrier bewiesen hatten. Den größten Triumph aber trug dabei die mathematisch-physikalische Theorie davon, deren Anfänge bei Newton zu suchen sind, und um



Kreis und Parabel,
In ihrem Mittelstück A bis C fast genau übereinstimmend.

deren Fortentwicklung sich namentlich Gauß so unsterbliche Verdienste erworben. Selbst für den Laien hat es den Reiz des Geheimnisvollen und Schönen, wie man aus einem Zahlenwust heraus die Existenz eines bisher völlig unbekanntem Weltkörpers sozusagen „fühlen“ konnte.

Mit der Entdeckung Neptuns war man an den Grenzen angelangt, die nach heutigem Wissen dem Sonnensystem gezogen sind. Ob jenseits des Neptun noch ein Planet seine Kreise um die Sonne zieht, wissen wir nicht; unmöglich ist das nicht, denn wenn die Sonne vermag, einen der sie besuchenden Kometen festzuhalten, so daß seine größte Sonnennähe außerhalb der Neptunsbahn fällt, können wir

unter Umständen noch zu einem Bruder der Erde kommen. Ist schon jetzt einer vorhanden, so muß er jedenfalls sehr klein sein, daß er bisher der Leistungsfähigkeit unserer Riesentelekope widerstehen konnte. Wäre er zwar groß, aber nicht leuchtend, so hätte man ihn wie Neptun längst „gefühlst“. Die Wahrscheinlichkeit für einen derartigen Körper ist also nicht sehr groß.

Wir hatten die Geschichte der durch die Titius'sche Reihe angeregten Arbeiten bei dem Briefe an Piazzi verlassen. Piazzi in Palermo war seit 1792 mit der Aufertigung eines neuen umfangreichen Fixsternverzeichnisses auf Grund sehr genauer Beobachtungen beschäftigt, wozu er für die damalige Zeit ausgezeichnete Instrumente zur Verfügung hatte. Als er seine Beobachtungen vom 1. Januar 1801 mit älteren Katalogen verglich, fand sich unter ersteren ein Stern, der in keinem Kataloge zu finden war. Seine anfängliche Vermutung, daß dieser Himmelskörper ein Fixstern sei, hielt er trotz gegenteiliger Meinung anderer erfahrener Astronomen wie Bode lange fest. Solange Piazzi aber das Gestirn beobachten konnte, änderte es andauernd seine Stellung zu den anderen Fixsternen, so daß er seine Meinung doch selbst schließlich aufgeben mußte. Wegen des zu großen Annäherns des merkwürdigen Objektes an die Sonne konnte er es indes nicht mehr lange beobachten, und die damaligen Astronomen hegten die Befürchtung, es überhaupt aus dem Gesichtskreise zu verlieren. Das war um so bedauerlicher, als einige in diesem Himmelskörper den so lange gesuchten Planeten zwischen Mars und Jupiter erblickten. Der rätselhafte Himmelskörper hatte, von der Erde aus gesehen, während der sechswöchigen Beobachtungszeit den auf unserem kleinen Kärtchen dargestellten Weg von nur etwa drei Bogengraden zurückgelegt, und die besten astronomischen Redner zweifelten daran, ob sich aus diesen so nahe aneinander liegenden Beobachtungen eine richtige Bahn würde ableiten lassen können. War nämlich der neue Körper ein Planet, so mußte er eine geschlossene Bahn, etwa einen Kreis oder eine Ellipse, um die Sonne beschreiben, war er ein Komet, so unter Umständen eine Parabel oder Hyperbel, also offene Kurven. In kurzen Bahnstücken sind solche Kurven nun sehr ähnlich. Sehen wir z. B. die nebenstehende kleine Figur an, die einen Kreis und das Mittelstück einer Parabel darstellt, so erkennen wir, daß die beiden Kurven in den Stücken von A bis C so wenig von einander abweichen, daß wir sie auf der Zeichnung überhaupt nicht mehr unterscheiden können. Liegen nun von einem Himmelskörper auch nur Beobachtungen innerhalb so kurzer Bahnstücken vor, und besitz diese Beobachtungen auch nur die geringen Fehler, die jeder, auch der besten Beobachtung anhaften, dann ist es nicht mehr möglich, zu entscheiden, ob dieser Körper eine Ellipse oder eine Parabel beschreibt, d. h. ob er sich ständig in einer geschlossenen Bahn um die Sonne bewegt oder ob er, nur durch die Sonne beeinflusst, ein Stück seiner Bahn im Ranne ihrer Attraktionskraft zurückzulegen gezwungen ist. Die Ceres — so wurde der neue Körper später getauft — hatte vom 1. Januar bis zum 11. Februar ein noch viel kleineres Stück am Himmel zurückgelegt, als unser Kärtchen mit der Gradeinteilung ausweist. Es war daher sehr schwierig, aus den Beobachtungen solche auszuwählen, die für eine gute Bahnbestimmung ausreichend waren.

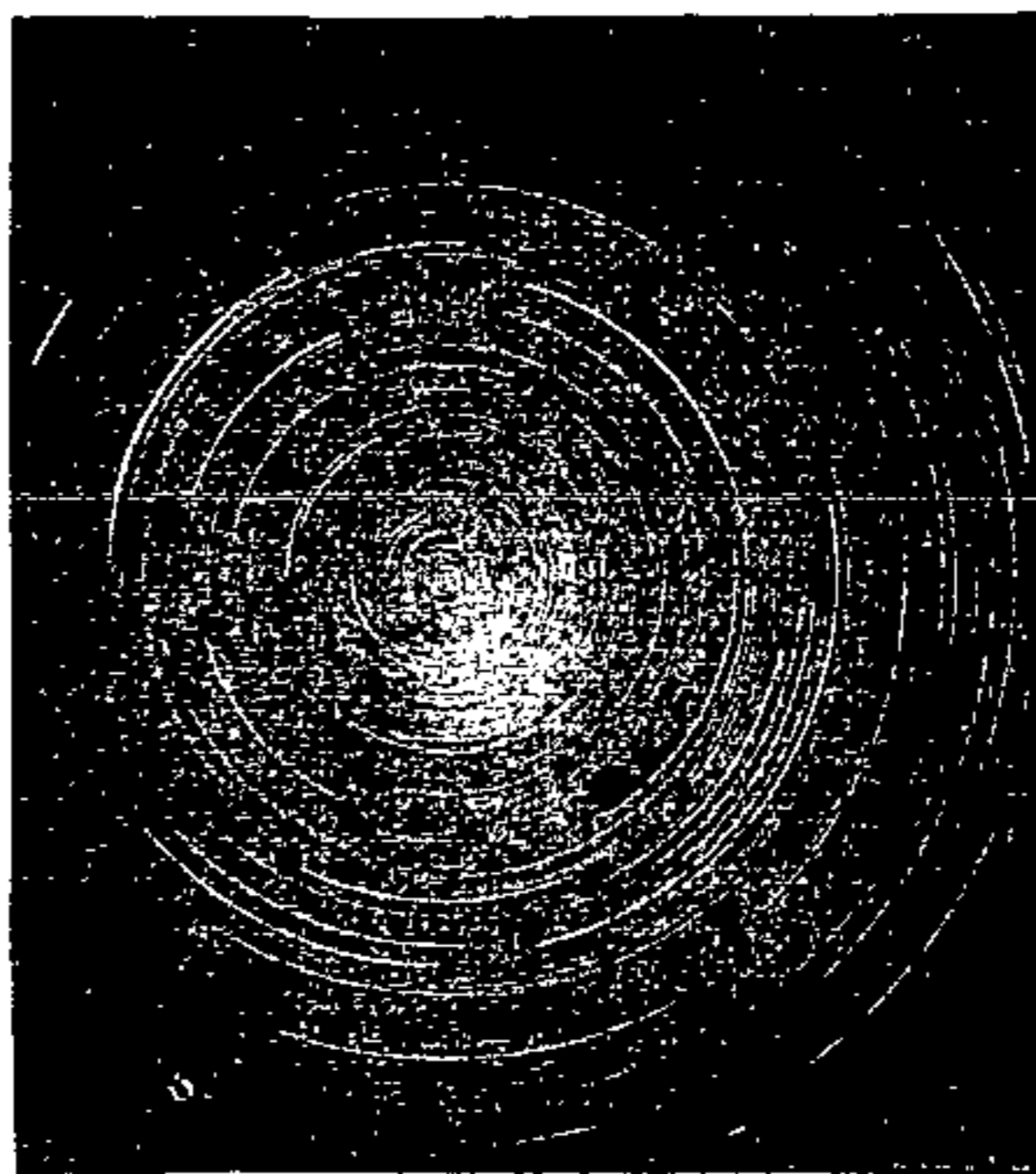
Damals befand man sich tatsächlich in einer wissenschaftlichen Notlage. Der erst 23 Jahre alte Gauß, der mit anderen Fragen aus der höchsten Mathematik beschäftigt war, hörte von dieser eigenartigen Situation und ging unverzüglich daran, sich mit dem Problem zu beschäftigen, die Bahn eines Planeten aus nur

wenigen Beobachtungen zu bestimmen. Es dauerte gar nicht lange, so hatte er eine Lösung gefunden, wie sie eleganter nicht gedacht werden kann, die auch in jedem Falle verhältnismäßig einfach und rasch zum Ziele führt. Diese Methode benutzte er, um die Bahn des von Piazzi gefundenen Himmelskörpers darzustellen. Seine Ergebnisse wichen von denen eines er-



Karl Friedrich Gauß.

fahrenen Astronomen (Burchardt) um volle 7 Grad ab, so daß ihnen Bode und andere bedeutende Astronomen sehr skeptisch gegenüberstanden, um so mehr, als Gauß seine neue Methode unerhört schnell erfunden und somit ein Problem gelöst haben mußte, das bis dahin den Anstrengungen aller früheren Bearbeiter hartnäckig widerstanden hatte. Um so größer war das Erstaunen und die Freude, als am 6. Januar Bode von Olbers die Nachricht erhielt, daß die so lange gesuchte Ceres am Jahrestage ihrer Entdeckung nahe an dem durch die Gauß'schen Rechnungen bestimmten Orte aufgefunden



Photographische Polarsternaufnahme bei ruhendem Fernrohr.

und inzwischen wieder mehrfach beobachtet worden sei.

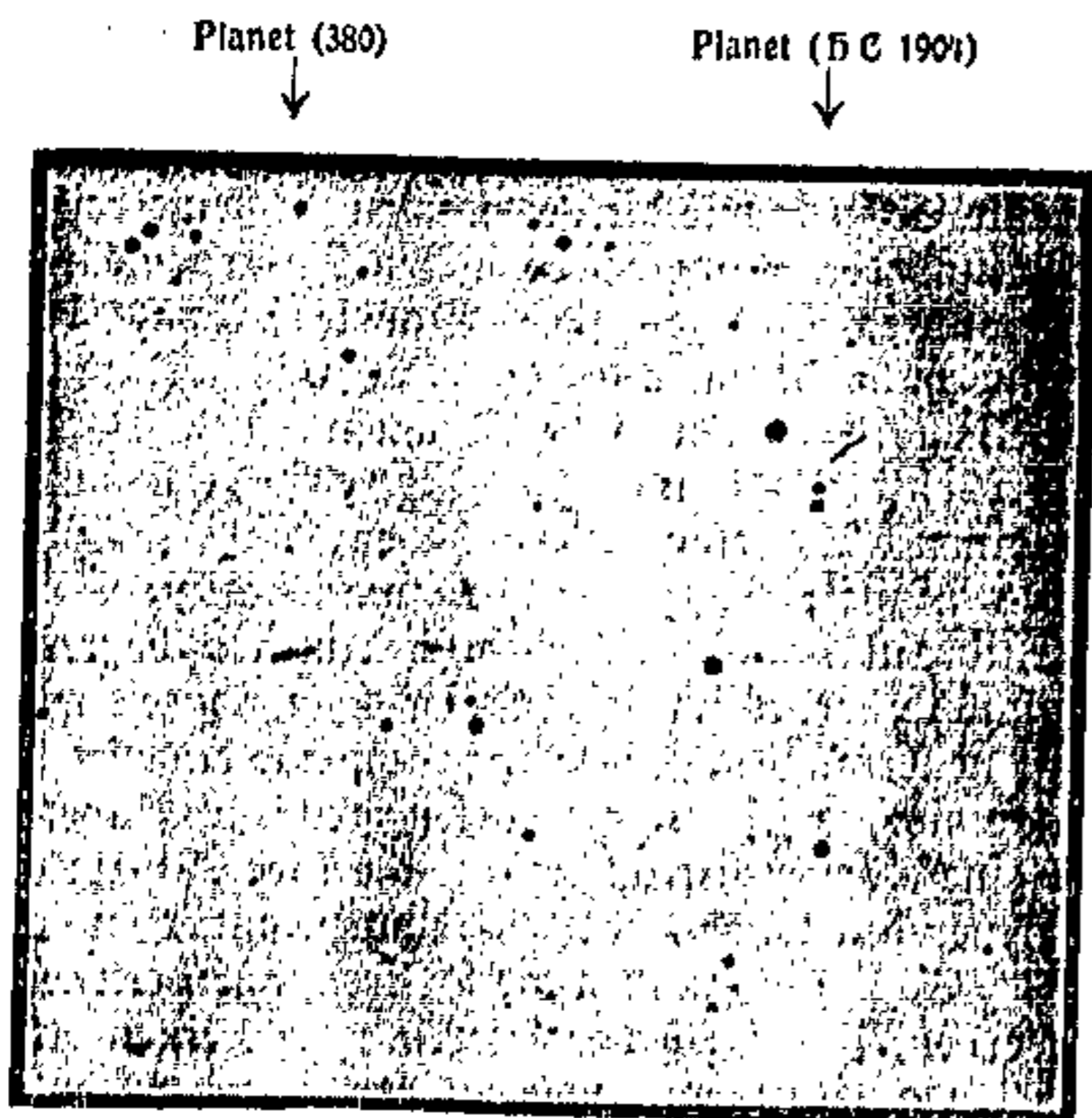
Damit war die Planetennatur der Ceres festgestellt, und Gauß' Bahnbestimmung ergab, daß man in ihr den lange vermuteten Planeten zwischen Mars und Jupiter endlich gefunden hatte. Da der Planet unerwartet gut in die Titius'sche Reihe hineinpaßte, glaubte man ein für allemal die Lücke zwischen Mars und Jupiter ausgefüllt. Als am 28. März 1802 Olbers die Ceres beobachten wollte, stieß er abermals auf einen Stern, der nicht an die ihm wohl-

bekannte Stelle des Himmels gehörte. Seine Bewegung gegen die Fixsterne brachte Olbers auf die Vermutung, daß er einen Kometen vor sich habe. Auch hier mußte die Rechnung erst endgültige Klarheit über die Natur des entdeckten Körpers schaffen. Er entpuppte sich als ein Planet, der ebenfalls zwischen Mars und Jupiter seine Bahn zog. Der Planet erhielt den Namen Pallas.

Die Rechnungen von Gauß ergaben, daß die Bahnen der Ceres und der Pallas einander sehr nahe lagen und fast gleich waren; Olbers wurde dadurch auf die Vermutung geführt, daß die beiden neuen Planeten vielleicht Bruchstücke eines ehemals größeren Weltkörpers seien und daß es nicht ausgeschlossen sei, daß sich noch mehrere solcher Körper mit ähnlichen Bahnlagen vorfinden. Wollte man diese auffinden, so genügte es, von Zeit zu Zeit die Gegend des Sternes in der Jungfrau und den westlichen Teil des gegenüberliegenden Sternbildes des Wassisches zu durchforschen, wo alle solche Planeten hindurchtreten mußten. Es begann nun das Suchen nach diesen Himmelskörpern, das allerdings zunächst nur von geringem Erfolge gekrönt war. Frucht dieser Anschauung war aber doch die Entdeckung zweier weiteren Planeten; 1804 fand Harding in Lilienthal bei Bremen die Juno, und Olbers 1807 die Vesta, den hellsten der bekannten kleinen Planeten, die mit sehr scharfem Auge unter günstigen Verhältnissen sogar ohne Fernrohr gesehen werden kann.

Fast 40 Jahre vergingen, bis die genaueren Sternkarten, die Zunahme der für das Suchen nach Planetoiden geeigneten und verfügbaren Fernrohre, sowie die Fortschritte in der Erkenntnis, an welchen Stellen des Himmels man mit der größten Aussicht auf Erfolg nach diesen kleinen, meist sehr lichtschwachen Körpern zu suchen hat, es ermöglichten, weitere Glieder des Planetoidensystems zu finden. Im Jahre 1845 wurde Astraea, 1847 die Hebe von Hencke, einem eifrigen Liebhaber der Sternkunde, im selben Jahre die Iris und Flora von Hind in London entdeckt. Und nun verging bald kein Jahr mehr, in dem nicht mindestens ein bis dahin unbekanntes Planetoid aufgefunden wurde. Da aber natürlich im allgemeinen die hellsten Sterne dieser Familie zuerst aufgefunden waren, so mußte man allmählich immer stärkere optische Hilfsmittel anwenden, wenn man mit Erfolg auf die Planetensuche gehen wollte. Bis zum Jahre 1851 waren im ganzen 15 kleine Planeten bekannt geworden; in dem nun folgenden Jahrzehnt aber wurden nicht weniger als 57 entdeckt, in den darauf folgenden Jahrzehnten 45, 103 und 103, so daß bis zum Ende des Jahres 1891 im ganzen 323 Planetoiden bekannt waren. Von den Entdeckern standen der Wiener Astronom Pallas mit 70 und C. Peters in Clinton mit etwa 50 an erster Stelle.

Das Auffinden und Verfolgen der kleinen Planeten ist meist eine recht zeitraubende und anstrengende Arbeit. Kennt man den ungefähren Ort eines solchen Planeten und hat eine hinreichend genaue Karte zur Verfügung, so vergleicht man einfach diese mit der betreffenden Stelle des Himmels und findet bald, wo ein am Himmel stehendes Objekt auf der Karte nicht verzeichnet ist. Sind die Karten weniger genau und ist man gezwungen, an der Grenze der optischen Leistungsfähigkeit des Fernrohres zu arbeiten, so stellen sich bei der Benutzung dieser Methode schon große Schwierigkeiten ein. Das Auge ermüdet bei dem häufigen Wechsel der Helligkeit der beleuchteten Karte und dem dunklen Himmel sehr rasch, und dem Gedächtnis wird besonders in sternreichen Gegenden zu viel zugemutet. Sind Karten der betreffenden Stelle des Himmels nicht vorhanden, so muß man sie sich selbst herstellen, was wiederum be-



trächtliche Zeit in Anspruch nimmt. In solchen Fällen arbeitet der Beobachter lieber mit einem Fadennikrometer, wenn sein Instrument ein solches besitzt. Ein Fadennikrometer ist ein Instrument, in welchem einige gespaltene Spinnfäden in der Ebene senkrecht zur Fernrohrachse ausgespannt sind. Stellt man das Fernrohr fest, so laufen alle Sterne durch das Gesichtsfeld, weil ja die Erde und mit ihr sich das Fernrohr um die Erdachse dreht. Natürlich laufen alle Fixsterne gleich schnell durch das Gesichtsfeld. Notiert man genau die Zeit, zu der jeder Stern einen bestimmten Faden passiert hat, und beobachtet nach mehreren Stunden oder Tagen die Sterne in gleicher Weise nochmals, so müssen sie alle in der Zwischenzeit gleich lange Wege zurückgelegt haben und infolgedessen in gleicher Zeitfolge erscheinen wie bei der ersten Beobachtung. Befindet sich jedoch ein Stern darunter, der eine Eigenbewegung besitzt, also etwa ein Planet oder Komet, so wird dieser innerhalb der beiden Beobachtungen außer der von der Erddrehung herrührenden Bewegung noch eine zweite erkennen lassen, entweder vor- oder rückwärts, und die Zeit, die er zum Durchlaufen der Strecke gebraucht hat, ist größer oder kleiner als diejenige der Fixsterne. Man erkennt dann, daß man ein besonderes Objekt vor sich hat und kann das weitere veranlassen.

Nach dieser Methode verfuhr man allgemein bei der Beobachtung, Wiederauffindung und Entdeckung der kleinen Planeten. Ende des Jahres 1891 aber fing Dr. Max Wolf in Heidelberg an, mit gewöhnlichen photographischen Apparaten, deren Konstruktionen selbstverständlich dem speziellen Zweck möglichst angepasst wurden, den Himmel zu photographieren und nach kleinen Planeten abzusuchen. Wird eine photographische Platte unter solchen Umständen dem klaren nächtlichen Himmel ausgesetzt, so zeichnen die Sterne ihre Lichtspuren in die empfindliche Schicht ein. Steht das Fernrohr mit dem photographischen Apparat fest, so ergeben sich infolge der Erddrehung auf den Platten Striche, die von den fortgerückten Sternen herrühren. Stellt man eine Platte etwa auf den Polarstern ein, um den sich das ganze Himmelsgewölbe zu drehen scheint, so zeichnen die dort stehenden Sterne kreisförmige Bahnen auf die Platte, wie das z. B. im nebenstehenden Bilde der Fall ist, das gelegentlich von Dr. Witt auf der Urania-Sternwarte in Berlin erhalten worden ist. — Das hellste Kreisstückchen, etwa 1 Zentimeter von der Mitte des Bildes, ist die Spur des Polarsterns. Man sieht, wie weit der Polarstern in Wirklichkeit noch von dem Himmelspol absteht, der der Mittelpunkt aller der Kreisstücke ist, die von den Sternen (bis zur 10. Größe etwa) sich auf dem Bilde eingezeichnet haben. — Stehen die Sterne weit vor Himmelspol ab, so werden die Lichtspuren

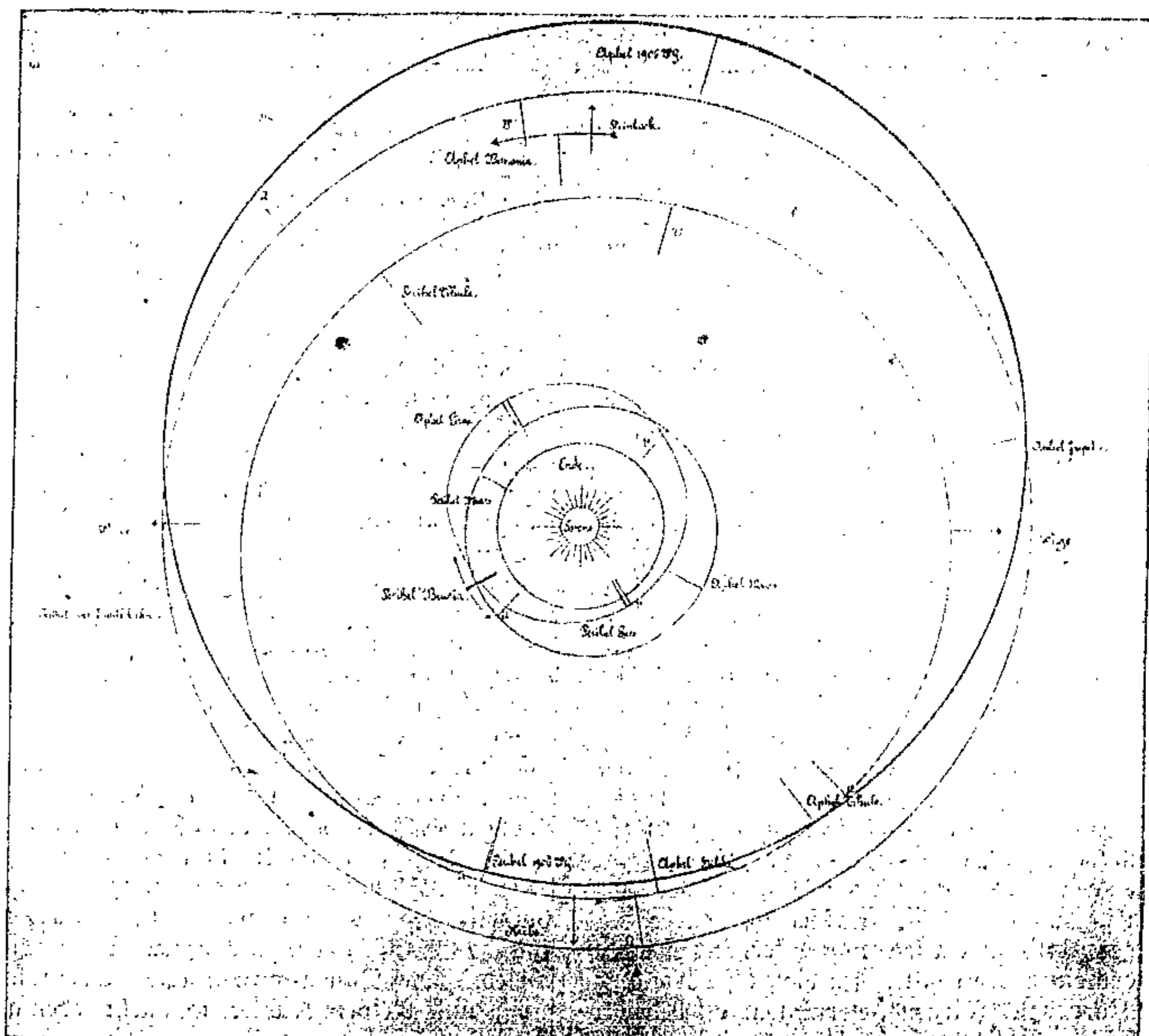
fast genau geradlinig. Um nun etwa vorhandene Planeten zu erkennen, sorgt man dafür, daß die Fixsterne keine Striche, sondern Punkte geben, indem man das Fernrohr mit dem photographischen Apparat durch ein Uhrwerk der Erddrehung entgegenführt, und zwar mit genau gleicher Geschwindigkeit wie die Erddrehung, d. h. mit einer Geschwindigkeit von einer Umdrehung in 24 Stunden. Dann treffen die Lichtstrahlen jedes Sternes stets auf dieselbe Stelle der Platte und bringen nur einen punktförmigen Eindruck darauf hervor. Ein Planet aber bewegt sich während der immerhin mehrere Stunden dauernden Belichtungszeit merklich und bringt dadurch einen kleinen Strich hervor, wodurch man ihn auf der Platte erkennen kann. Das nebenstehende Bild ist der Ausschnitt aus einer größeren mit dem Bruceteleskop von Professor Wolf bei zweistündiger Belichtungsdauer erhaltenen Platte, die er mir freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Darauf haben gleich zwei Planeten ihre Lichtspuren verzeichnet. Innerhalb zweier Stunden haben die Planeten 380 (links) und 110 (rechts) den Strichen entsprechende Wege am Himmel zurückgelegt, während die anderen Fixsterne ihre Stellung unverändert beibehielten.

Diese Methode erwies sich nach ihrer Verbesserung als überaus fruchtbar. Charles Loix in Nizza benutzte sie ebenfalls zur Verfolgung und Auffindung von kleinen Planeten, und außer Wolf und ihm, denen die meisten Planetensunde damit gelangen, noch einige andere. Ende 1905 war die Zahl der bekannten kleinen Planeten auf 569 angewachsen. Das ist das Forschungsergebnis des ehemals so sehnlichst gesuchten einen Planeten! Die Arbeit, die damit den Astronomen aufgebürdet wurde, ist gewaltig. Denn jeder kleine Planet muß beobachtet verfolgt und seine Bahn berechnet werden, mag er auch noch so lichtschwach sein und nur einen Durchmesser von wenigen Kilometern haben.

Alle die kleinen Planeten laufen in der Dürke zwischen Mars und Jupiter in mehr oder weniger kreisförmigen Bahnen um die Sonne.

Von ihnen hatte auch Dr. Witt auf der Urania-Sternwarte in Berlin im Jahre 1896 einen entdeckt (Nr. 422), dem er als ersten in Berlin aufgefundenen den Namen Verolina gab. Seit dem Jahre 1897 beteiligte sich der Verfasser dieses Aufsatzes an den photographischen Aufnahmen des Herrn Witt. Wir hatten nur ein ganz zusammengesetztes Instrument zur Verfügung, dessen Einzelteile den verschiedensten Instrumenten des Instituts entnommen waren. Ich führe es meinen Lesern im nebenstehenden Bilde vor. Einige Teile waren auf die denkbar primitivste Weise hergestellt. So sieht man am Okularende ein kleines aus Zigarrenschachtelbrettchen zusammengenageltes Kistchen, das mit Wundfäden festgebunden war und eine kleine elektrische Glühlampe zur Fadenbeleuchtung enthielt. Das Uhrwerk war nie richtig gegangen, so viel sich auch unsere und die Kunst erfahrener Mechaniker darum bemüht hat; nicht einmal 5 Sekunden ging es richtig, so daß wir bei der gewöhnlich zwei Stunden dauernden Belichtungszeit das Auge kaum von dem Okular wenden und die Reguliererschraube nicht aus der Hand lassen durften. Es war eine rechte Quälerei, die wir viele Jahre hindurch auf eigene Kosten unter Aufopferung sehr vieler Zeit gegen uns selbst, verübten.

Das Jahr 1898 war im August außerordentlich heiß, und es war andauernd schönes Wetter. Wir photographierten daher fast jeden Abend. In der Absicht, den seit 1889 nicht mehr beobachteten Planeten (185) Eunike aufzusuchen, der sich nach der Rechnung in der Gegend des Sternes β des Wassermannes befinden sollte, hatten wir auch in der Nacht vom 13. zum 14. August eine Platte exponiert, die unserer Gewohnheit gemäß sofort entwickelt wurde, damit sie am anderen Morgen trocken und zum Absuchen fertig war. Auf der Platte fand Witt und Eunike neben den Planeten $M_{11}h_{\alpha}$ a einen außergewöhnlich langen Strich, etwa 0,40 Millimeter lang — sonst waren die Striche noch viel kürzer. — Er ahnte schon etwas Besonderes, hielt das Objekt zunächst aber für einen neuen Kometen. Am Abend des 14. August



Die gegenwärtigen Grenzen des Planetoidensystems.

wurde der fragliche Körper mit dem großen zwölfzölligen Refraktor der Urania-Sternwarte aufgesucht und auch bald als ein Körper 10. bis 11. Größe gefunden. Zur genaueren Feststellung wurden ein paar Messungen gemacht, und diese „reduziert“. Dabei ergab sich für das neue Objekt eine ungewöhnlich große Bewegung, wie sie bisher noch bei keinem kleinen Planeten beobachtet war. Das Aussehen des Körpers schloß seine Kometennatur aus, so daß der kleine Planet eine besondere Stellung unter seinesgleichen einnehmen mußte. Die Entdeckung wurde in üblicher Weise telegraphisch sofort an die astronomische Zentralstelle der Erde, Kiel, gemeldet, von wo aus sie auf ebensolchem Wege an alle Sternwarten telegraphisch weitergegeben wurde. Natürlich wurde dieser merkwürdige neue Körper überall fleißig beobachtet, so daß bald eine große Reihe von Messungen vorlag, aus denen Professor Verberich in Berlin schon 17 Tage nach der Entdeckung eine vorläufige Bahnbestimmung ableitete. Diese ergab das kaum glaublich scheinende Resultat, daß der kleine Weltkörper seine Bahn nicht, wie die anderen Planetoiden, zwischen Mars und Jupiter zog, sondern sich zu sieben Achtel innerhalb der Marsbahn tummelte. Dieser Planet erhielt den Namen „Eros“; er hat die Merkwürdigkeit, abgesehen vom Monde der Erde nächste Weltkörper zu sein und ihr bis auf 23 000 000 Kilometer nahe kommen zu können, während die Venus günstigsten Falles noch immer doppelt so weit entfernt bleibt. Da er in seiner Sonnenferne, in der er übrigens entdeckt wurde, noch etwas über die Marsbahn hinausreicht, so ist seine Bahn sehr exzentrisch. In dem beigegebenen Bilde sind neben den Bahnlagen anderer Planeten die der Erde (der der Sonne zunächst gezeichnete Kreis), des Mars (der zweite Kreis) und des Eros dargestellt. Diese letztere kreuzt die Marsbahn, bleibt aber an den Kreuzungsstellen noch erheblich unter bzw. über der Marsbahn von dieser entfernt.

Eros vollendet seinen Umlauf um die Sonne in 645 Tagen; sein Durchmesser ist sehr klein und wird kaum mehr als 40 Kilometer betragen. Neben seiner außerordentlichen Bahnlage ist aber gerade diese seine Kleinheit von großer Wichtigkeit. Die Bedeutung des Planeten ist

dem Laien schwer auseinanderzusetzen; durch ihn ist es möglich geworden, die Grundeinheit der Astronomie, nämlich die Entfernung der Sonne von der Erde, mit größtmöglicher Genauigkeit zu bestimmen, wie es auf andere Weise überhaupt ausgeschlossen ist. Dieser Umstand ist es, der die Erosentdeckung zu einer der wichtigsten in der Astronomie macht.

Wie so häufig bei wichtigen Anfällen der Zufall sein Spiel treibt, so auch bei der Erosentdeckung. Professor Charlois in Nizza, neben Wolf in Heidelberg der eifrigste und erfolgreichste Planetenjäger, hatte an demselben Abend wie wir die betreffende Himmelsgegend photographiert, als eifriger Katholik aber am nächsten Tage Sonntag gefeiert. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als nach dem Erhalten der Kieler Depesche von Witts Entdeckung mit Trauer zu konstatieren, daß er den Planeten ebenfalls auf seiner Platte hätte. So fiel die Priorität der Entdeckung natürlich Witt zu. War dies an sich erfreulich, so war es andererseits um so bedauerlicher, daß in der Folge weder von den dazu berufenen Stellen noch sonstwie sich irgend eine Hand rührte, um Witt in stand zu setzen, seine Arbeiten, die einen so greifbaren Erfolg gezeitigt haben, mit besseren Hilfsmitteln fortzusetzen, wie etwa Wolf in Heidelberg, dem die Amerikanerin Miss Bruce ein sehr schönes, großes Instrument zur Verfügung gestellt hatte. Witt hatte deshalb keine Veranlassung, die mühseligen Arbeiten fortzusetzen und stellte sie ein. Jetzt ist das „schöne“ Instrument in ebenso viele Teile zerlegt, wie zuvor, und die letzten Reste meiner dicken Filzstiefel, in denen ich manche frostige Winternacht am Instrument zur höheren Ehre der Wissenschaft mit Vergnügen — weil es längst vorüber ist — gefroren habe, sind schon vor einigen Jahren von den Motten pietätlos zerfressen worden.

Am 22. März 1906 entdeckte Professor Wolf in Heidelberg einen kleinen Planeten (1906 TG) der gewissermaßen ein Gegenstück zu Eros ist. Die Bahnbestimmung ergab, daß er wahrscheinlich ein wenig über Jupiter hinaus sich von der Sonne entfernt. Wegen seiner langsamen Umlaufzeit, die 11½ Jahre dauert, ist es aber notwendig, erst ein größeres Stück seiner Bahn

zu beobachten, ehe man endgültig über diesen Umstand aussagen kann. Das wird noch einige Jahre dauern. Soweit bis jetzt ersichtlich, liegt seine Bahn so wie die des starken großen Kreises. Er und der Planet Eros stellen die gegenwärtig bekannten Grenzen des Planetensystems dar, innerhalb deren alle die fast 600 bekannten kleinen Planeten ihre Bahnen ziehen. Die Erosentdeckung und die des eben erwähnten kleinen Planeten TG haben die Grenzen des Planetoidengürtels, den man bis zu Witts Entdeckung durch Mars und Jupiter begrenzte, erheblich hinausgeschoben, und man ist neuerdings geneigt, anzunehmen, daß sich so gar noch zwischen den alten großen Planeten kleine Körper heruntreiben, die ihre Winzigkeit bisher den Augen der Astronomen entzogen hat.

Schließlich mögen die Bestrebungen erwähnt werden, innerhalb der Merkursbahn einen Planeten aufzufinden. Nahrung erhielten sie durch eine bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgeklärte Unregelmäßigkeit in der Bewegung des Planeten Merkur. Schon Leverrier hat sogar eine Bahn für den hypothetischen Körper, den er „Vulcan“ getauft hat, errechnet, aber alle Bemühungen, dieses Körpers gelegentlich von Sonnenfinsternissen habhaft zu werden, sind vergeblich gewesen; die Geschichte dieser Arbeiten ist schon zu einem besonderen kleinen Kapitel ausgewachsen.

Wenn wir am Schlusse die Geschichte der Planetenentdeckungen überschauen, so fällt vor allen Dingen die verschiedenartige Methodik auf, welcher die Entdeckungen zu verdanken sind. Sowohl der Weg des Experiments wie der der Deduktion, der auf reiner Gedankenarbeit beruhende, hat seine Leistungsfähigkeit erwiesen. Und erkenntnistheoretisch ist es nicht das mindeste Ergebnis solcher Betrachtungen, an der Geschichte auch der Planetenentdeckungen zu erfahren, wie man von den verschiedensten Grundlagen, die keine urfächlichen Zusammenhänge mit einander mehr erkennen lassen, ausgehend, zu gleichen Resultaten vorzudringen vermag. Das ist zweifellos ein untrüglicher Weiser für die Existenz einer höheren Einheit, die die ganze Schöpfung durchweht und das Ganze des Weltbildes zu harmonischer Einheit ineinander klingen macht. —

Jürgen Jeserich.

Eine Karnevalserinnerung von Wilhelm Schröder.

Jeder freute sich auf die Pointe im „Luftigen Schuster“, wo die Schauspieler auf der Bühne um den großen Tisch saßen, sich in starkem Bunsch betranken — betrinken mußten sie sich vor offener Szene, das war streng beobachtetes Herkommen — und dann aus dem riesig großen Waschkorb Heetwig, Heißwecken, das ortsübliche Fastnachtsgebäck, ins Parkett und auf die Gallerie warfen. Dann ging ein Jubel, ein Gegröhle durchs Publikum, als ob wirklich der Teufel los wäre.

Am nächsten Abend war das Theater wie sonst das ganze Jahr hindurch seinen gewöhnlichen Bildungszwecken dienlich. Man gab dann für das Stammpublikum die üblichen ernstesten Stücke, wie die „Waise von Lowood“ und „Die Räuberherberge im Walde“. Der Direktor konnte ja auch nicht alle Tage Heetwig ins Publikum werfen lassen.

Das war hergebrachte Hamburger Fastnachtsfeier. Dann aber war nach siebzig die neue Zeit auch über Hamburg gekommen, wo man sogar die Hamburger Ellen und das Hamburger Geld abschaffen und allerhand fremde Moden einführen wollte. Zu diesen gehörte auch der Karneval. Jürgen Jeserich war oft bedrückt ob seinem Berufswechsel. Aber was man auch gegen die Zigarrenmacher sagen mochte, das eine

mußte man ihnen lassen, daß sie mehr nach Erkenntnis strebten, als die Leute am Hafen, und sich um den Lauf der Welt bekümmerten. Keine Zigarrenbude gab es, wo man nicht eine Zeitung las und die Weltereignisse erörterte. Aus der Zeitung hatte Jürgen Jeserich erfahren, was es mit dem Karneval auf sich hatte, mit dem fremden Gewächs aus Köln, wo die leichtsinnigsten Brüder unter seinen neuen Kameraden beheimatet waren. Man hielt die Hamburger „Reform“ auf der Zigarrenfabrik. Das zur achtundvierziger Zeit gegründete Blatt hatte einen Namen wegen des stattlichen Witzbildes, das es in jeder Nummer auf der ersten Seite brachte, stand aber sonst nicht in gutem Ruf, namentlich in Altona nicht, wo sich die Zigarrenfabrik befand, die Jürgen beschäftigte. Denn hier auf holsteinischem Grund und Boden konnte man es dem Eigentümer der „Reform“, dem Buchdrucker Johann Friedrich Richter, nicht verzeihen, daß sein Blatt dreiundsechzig zuerst Feuer und Flamme für die Befreiung Schleswig-Holsteins war, dann aber plötzlich umschwenkte und zu Gunsten des verhassten Dänenkönigs schrieb. Die Dänen galten aller Schandtaten fähig und Reform-Richter nunmehr ebenfalls; und die Kundigen wollten genau wissen, daß eines Tages ein dänischer Agent Silberbarren

direkt aus Kopenhagen vor dem Hause der „Reform“ abgeladen hatte. Seit dieser Zeit war es mit dem Vertrauen zur „Reform“ vorbei und man hielt das Blatt nur von wegen des täglichen Bildes, und dann, weil es von allen Hamburger Blättern die ausführlichsten Berichte vom Polizeigericht und die interessantesten Annoncen brachte. Manches Mittel hatte Reform-Richter schon versucht, um sein Blatt wieder volkstümlich zu machen, aber keines hatte ziehen wollen. Da kam sein Schwiegersohn, der Advokat Doktor Bantz ins Haus, und dieser brachte es nicht allein soweit, daß Hamburg ihn in den Reichstag wählte, sondern suchte auch nach starkem Mitteln, um dem Renommee des Blattes wieder aufzuhelfen.

Und dieser Mittel stärkstes war die Karnevalsfest, für die die „Reform“ unablässig Propaganda machte. Einen Verein „Klapperkasten“ gründete man, dem angesehene Mitglieder der Bürgervereine angehörten, die Leute von der „Reform“ in den Vorstand wählten. Da wurden Narrensitzen abgehalten und über jede Sitzung brachte die „Reform“ einen humoristischen Bericht. Dann gab die Reform eine eigene Karnevalszeitung heraus, die sowohl mit bissigen politischen Bemerkungen, wie auch mit Ausfällen gegen das Konkurrenzblatt der „Reform“, die „Tribüne“

(Schluß.)

reichlich gespickt war. Weiter aber gelang es dem Doktor Banks, den Verein „Klapperkasten“ zu einem leibhaftigen Karnevalszug zu animieren, zu einem Zug mit allen möglichen tollen Darstellungen, die, wo irgend angängig, auf die Verherrlichung der Reform hinauslaufen mußten. Das ging alles nach Wunsch, denn es war ja Geld unter den Leuten. Aber an einem fehlte es, an aktiver Teilnahme an dem Trubel. Es war ein Kreuz mit dem trägen Temperament der Hamburger, die sich vor einander genieren, wenn sie öffentlich wirken sollen. Fischblütige Sterle, denen man einmal den Köhler Karneval vorführen mußte. Köhn, „Ja, sollen wir auch noch katholisch werden?“ fragte man dann die Redakteure von der „Reform“ im Klapperkasten.

Doktor Banks und seine Gehilfen hatten aber doch ein gutes Teil aktiver Kräfte zusammengelesen. Wofür die Leute im Klapperkasten sich zu gut hielten, dessen konnten die Künstler und Künstlerinnen vom Theater und die zahlreichen Angestellten der „Reform“ sich nicht gut weigern und was dann noch fehlte, mußte mit klingendem Kurrantgelde herangeholt werden. So hatte denn auch Karl Möller, als er am Fleet bei Richter Papier abhub, das Auge des Doktor Banks auf sich gelenkt. Wie es gekommen war, wußte er eigentlich nicht genau, aber wenn so ein hoher Herr mit einem spricht, tann man doch wirklich nicht gut nein sagen. Am Handumdrehen, ohne daß er recht zur Bestimmung gekommen war, hatte der Ewerführer sich die Verpflichtung ablocken lassen, gegen einen Lohn von fünf Mark Hamburger Kurrant Fastnachtssonntag in Dienstmädchentracht durch die Straßen seiner Vaterstadt zu reiten.

Unglück und eigene Gewissensqualen stimmen milde; aber in diesem Falle wollte es Jürgen Jeserich doch nicht in den Sinn, daß er seinen alten Kameraden vordem zu hart behandelt hatte. An solchen Abenden war er es gewohnt, auf einem Umwege durch die Straßen der Altstadt seinem Heim in Eimsbüttel entgegen zu marschieren. Ihn lockte nicht so sehr das mondscheinbeleuchtete Bild, das die ehrwürdige Katharinenkirche und die hochragenden Giebelhäuser im Schnee darboten als vielmehr die Erinnerung an sein früheres Wirken. An den meisten dieser alten Speicher hatte Jürgen dereinst vom Fleet aus Korinthen- und Weinfässer, Tabakseronen und Kaffeefäcke abgeladen; und wenn er auch den Fuß ein wenig nachschleppen mußte, so wog ihm die Wehmut der Erinnerung doch reichlich die körperlichen Beschwerden auf, die solche nächtliche Wanderung mit sich brachte.

Während so die erhebenden Gedanken an frühere Tage das Unbehagen über Karl Möllers klägliches Gebahren durchkrenzten, war Jürgen den Alsterdamm hinuntergeschritten und wollte nun über die Lombardsbrücke sich seinem Logis zuwenden. Hier harrete seiner noch zu später Stunde ein Abenteuer. Ein entferntes Wimmern störte ihn in seinen Gedanken, und als er genauer zuhorchte, glaubte er von der Außenalster her eine klagende Stimme zu vernehmen. Wichtig, er täuschte sich nicht. Als er sich über das Brückengeländer beugte, sah er unten einen Körper liegen. Ein Wunder, daß das Eis am Ufer schon hielt, während sich in der Mitte die kleinen Dampfer noch ohne große Mühen durch die Schollen zwängten. So schnell es sein Zustand zuließ, war er die Treppe hinuntergeeilt; und unten, am Ufer gelang es ihm, über die aufgeschichteten Eisschollen hinwegzutürmen und das arme Wesen dort von dem kalten Bett zu befreien. Ein junges Frauenzimmer war es, borchm gekleidet. Sie mußte aus eigenem Entschluß die unbequeme Lagerstatt aufgesucht haben. Eine Selbstmordkandidatin. Von der Brücke konnte sie sich nicht abgestürzt haben, da sonst das Eis unter der Wucht gebrochen wäre;

offenbar war ihr Wille gewesen, über die Schollen der Mitte des Stromes so weit entgegenzugehen, bis die Fluten sie aufgenommen hätten. Nun war sie gestolpert und kraftlos liegen geblieben. Armes Geschöpf!

Jürgen Jeserich kam mit seiner Last glücklich über das Eis zurück, trug sie die Treppe hinauf und rief dann Hilfe herbei. Es war ein Glück, daß bald eine Droschke des Weges kam und ein Konstabler dazu. Eine Viertelstunde später befand sich das arme Wesen im Krankenhause zu St. Georg.

Mitgefühl, Neugierde und die Erwartung auf eine Belohnung, die aus dieser Lebensrettung erwachsen könnte, trieben Jürgen Jeserich am nächsten Tage nach dem Krankenhause. Hier erfuhr er, daß die Dame auf Anordnung ihres Vatten schon in der Frühe wieder weggebracht worden war. In die Klinik eines berühmten Nervenarztes. Als Jürgen sich hier erkundigte, mußte er seinen Namen nennen und wurde dann auf den nächsten Sonnabend wieder herbestellt. Früher dürfe die Kranke sich keiner Aufregung aussetzen.

Nun, der Sonnabendnachmittag mußte daran riskiert werden. Ein blaßes junges Weib, von einer Schwester bewacht, streckte ihm die Hand entgegen. Die Frau des berühmten Doktor Banks.

„Ich habe Sie nicht herbitten lassen, um Ihnen für die Rettung meines Lebens Dank zu sagen. Mein Schicksal ist besiegelt, so oder so. Aber was mich interessierte, war Ihr Name, der in Hamburg ja nicht gerade häufig ist. Ihr Name ist nämlich mit an meinem Unglück schuld.“

Und nun vernahm Jürgen Jeserich über seine Tochter eine Geschichte, die er für sich behielt. Nur sein kahles Gesicht zeugte beim Fortgehen davon, daß er eine schreckliche Stunde erlebt hatte.

Der nächste Tag war Fastnachtssonntag. Es war wirklich gelungen, ganz Hamburg auf die Beine zu bringen. Ein prächtiger Karnevalszug, trotz des Frostwetters. Vorreiter im mittelalterlichen Wams, Pauker und Trompeter, reißige Knechte mit Hellebarden, die den See- räuber Störtebecker als Gefangenen heimbrachten. Das fidele Gefängnis am Winterbaum folgte frei nach der Fledermaus, der eben erst aufgekommene Operette. Drollig, wie sich dort im eisernen Käfig Zeitungsschreiber und andere Staatsverbrecher mit galanten Damen in Grog gütlich taten. Dann die Jesuiten, die aus dem Reich gejagt wurden. Selbstverständlich fehlten auch die berühmten Hamburger Originale nicht, Mattler, der Schmierendirektor, der Leinenmakler Kirchhoff mit den derben Eulenspiegelweiben, Piepenräumers, Hummel, der Wasserträger und Steierfuß, der Schnelläufer. Das Münzengewimmel zog heran, das in einigen Jahren der Reichsmark Platz machen sollte: Hamburger Kurrantmark, preussische Silbergroßen, Bremer Grote, mecklenburgische Schillinge mit dem Ochsenkopf, dänische Rigsbankdaler, norwegische Spezies und wie das Zeug, das alles in Hamburg Geltung hatte, weiter hieß. Sammonia und Germania kamen in trauriger Umarmung. Einige im Klapperkasten hatten statt der Germania zuerst eine Borussia vorgeschlagen, aber Preußen war damals im Norden noch zu wenig beliebt, und daher hatte man der schwarz-weißen Schärpe der Vorsicht halber einen roten Streifen angefügt und die Borussia in eine Germania umgetauft. Reitende Diener zogen jetzt steif heran in schwarzer spanischer Tracht mit dem Degen an der Seite, und ihnen folgten Darstellungen der Gewerke in bunter Abwechslung. Den tollsten Spaß erregte aber die Hamburger Köchin stolz zu Pferde. Mein Gott, was für eine Värenatur gehörte dazu, bei der Kälte stundenlang mit entblößten Armen auf dem Pferde zu sitzen. Nun im prächtigen Wagen

Prinz Karneval, wohl von fünfzig dienstbaren Geistern begleitet. Man täuschte sich nicht, Doktor Banks selber hatte sich, nur leicht durch einen falschen Bart maskiert, zu dieser Rolle hergegeben.

Als am nächsten Tage die Blätter spaltenlange Berichte über den Karnevalszug brachten, wurde die übrige Lokalschronik kaum beachtet. Allgemeines Bedauern weckte die Nachricht der reformfeindlichen „Tribüne“, daß dem Darsteller der Hamburger Köchin im Karnevalszuge die Arme erfroren seien. Auch wußten die Zeitungen zu melden, daß Sonntagabend eine Dame von zweifelhaftem Ruf in dem Augenblick durch einen Revolvererschuß tödlich verletzt worden sei, als sie vor der Tür ihrer Wohnung eine Equipage besteigen wollte. Den Täter habe man auf der Stelle ergriffen. Es sei der Vater der Getöteten. Zwei Monate nach diesem Ereignis erhielt Jürgen Jeserich fünfzehn Jahre Zuchthaus.

Es war im April 1888, als der gebrochene Mann eine letzte traurige Gemüthung erlebte. Im Spital, wohin man den Kranken vom Zuchthause aus geschafft hatte, las ein Leidensgefährte aus einem Zeitungsblatt die Renigheit vom Selbstmord des Doktor Banks vor. Das griff Jürgen nach der Zeitung. Es war ein spaltenlanger Bericht, der alle schon halbvergessenen Geschichten aus früherer Zeit in Erinnerung brachte. Darin stand zu lesen von der ungeheuren Erbschleicherei, die Doktor Banks noch bei Lebzeiten des alten Richter verübt hatte. Man griff auf all den Schmutz zurück, vor dem Mitte der siebziger Jahre ganz Hamburg voll gewesen war. Es wurde geschildert, wie die Frau des Doktor Banks von ihrem Vatten infame Mißhandlungen zu erdulden hatte, wie sie schließlich bei gelunden Sinnen im Irrenhause verkam und wie der gerissene Rechtsanwalt dann auch den einzigen Sohn des alten Richter um sein Erbe brachte. Alle diese Schandtaten waren so fein eingefädelt worden, daß kein Gericht dem Doktor Banks etwas anhaben konnte.

Aber die öffentliche Meinung richtete den Teufel in Menschengestalt. Er mußte mit Schimpf sein Reichstagsmandat niederlegen, war geächtet unter ehrlichen Leuten und konnte nur mit Wucherern und ähnlichem Gesindel Umgang pflegen. Auch der grotesken Karnevalskomödie von ehemals gedachte das Zeitungsblatt. Sie sollte der „Reform“ zum Heile ausblagen; aber als die Greuelthaten Stück für Stück ans Licht kamen, verachtete man das Blatt noch weit mehr als ehemals und eines Tages mußte die „Reform“, das einst so glänzende Unternehmen, den Bankrott anlagen. Freilich, Doktor Banks hatte zur rechten Zeit seine Millionen in Sicherheit zu bringen gewußt. Dann war nach endlosen Prozessen Gros über den Schmutz gewachsen, bis der Selbstmord alles wieder ins Gedächtnis zurückrief. Warum der alternde Mann sich in den Niendorfer Tannen erhängt hatte, wußte niemand. Die erste Nachricht, daß er im Duell mit einem Offizier gefallen sei, stellte sich als falsch heraus; man konnte nichts anderes von Gewißheit ans Licht bringen, als daß Doktor Banks sich vor wenigen Monaten mit einer jungen Opernsängerin verheiratet hatte.

Es war eine große Erleichterung für Jürgen Jeserich, daß er in dem langen Lokalbericht seine Person mit keinem Wort erwähnt fand. Es mußte im Fastnachtstrubel achtzehnhundertdreißig wirklich nicht aufgefallen sein, daß er seine Tochter erschossen hatte, weil sie die Dirne des Doktor Banks war und bei den Mißhandlungen, mit denen dieser seine rechtmäßige Frau traktierte, ein Freudengelächter angestimmt hatte. Schwer war ihm die Tat angerechnet worden und er hatte blutenden Herzens doch nur getan, was rechtens war. —



RÄTSEL u. SPIELE

Auslosungen und Auspielungen. Wie von vielen Einrichtungen und Gebräuchen der Ursprung unbekannt ist, so auch bei den Auslosungen und Auspielungen. Die Dinge verschwanden im Nebel der Vergangenheit oder sind so allmählich und in mannigfachen Uebergangsformen entstanden, daß man oft nicht sagen kann, wo die Geschichte einer Sache anfängt. Aus der römischen Geschichte weiß man, daß die von den römischen Kaisern an das Volk verteilten oder unter die Menge geworfenen Geschenke oder Anweisungen verkäuflich und abtreibar waren — übrigens ein altes Beispiel für den Gebrauch sogenannter Inhaberpapiere. Dabei handelt es sich offenbar mehr um modifizierte Schenkungen, als um Spiele, weil von einem Wagnis, einem Preisgeben des Einsatzes nicht die Rede ist. Der Vorgang ähnelt dem mit den heutigen Glückstöpfen, bei denen man die Gewinnzettel, statt sie auszuwerfen, in ein Gefäß tut, und jeder Mitspieler sich einen Zettel herauszieht. Die ersten richtigen Auspielungen scheinen durch den in börsenmäßige Bahnen einlenkenden Handel hervorgebracht zu sein. Es kam z. B. im Mittelalter öfter vor, daß bei den Schwankungen des Handelsverkehrs größere Warenmengen sich nur schwer oder gar nicht verkaufen. Da kam nach der Mitteilung des Juristen Scaccia (1618) in Bologna ein Kaufmann auf die Idee, sein Warenlager mit Hilfe der Spielerei seiner Mitbürger zu leeren. — Das Spielen wurde ja im Mittelalter in Italien mit großer Virtuosität und Leidenschaft betrieben. — Er teilte den Gesamtpreis der Waren in mehrere mögliche Anteile und jeder, der einen solchen bezahlte, erhielt einen Schein. Dann wurde gelost und einem der Scheine fiel die ganze Ware zu. Die Spekulation glückte und bald waren derartige Auspielungen populär. In Venedig machten die Erben des Arztes Selvatico den Anfang, indem sie dessen kostbares und felsam erbautes Schloß ausspielten. Bald verbreiteten sich die Auspielungen so, daß man überall, auf Straßen und Kläben, in Klöstern und sonstwo spielte. Auf die Entwicklung der Auslosungen und Auspielungen ist aber auch die Benutzung des Loses, wie wir sie aus dem Altertume kennen, von entscheidender Bedeutung geworden. Vor Troja bestimmten die Griechen die Reihenfolge der Aufstellung zum Wettrennen durch das Los; Josua verteilte auf dieselbe Weise das gelobte Land unter die 12 Stämme Israels usw., kurz, man benutzte das Los in vielen Fällen zum Verteilen von Gesamteigentum und Ordnen gemeinsamer Angelegenheiten, und diese Verlosung galt sogar als eine heilige Handlung. Darauf hatte sich ein Spiel aufgebaut, das schon im 16. Jahrhundert in ganz Italien weit verbreitet war. Nach der Beschreibung Scaccias war die Einrichtung dieses Spiels folgende. In eine Urne wurden viele kleine Wertzeichen (Zettel) geworfen, die fast alle weiß, nur 3 bis 4 mit einer Zahl beschrieben waren, die die Höhe der Prämie angab. Diese hießen *beneficiatae schedulae*. In eine andere Urne wurden ebensoviele Wertzeichen getan, die die Namen der Spieler enthielten. Aus jeder der Urnen wurde nun gleichzeitig je ein Zettel gezogen, und derjenige, dessen Nummer oder Name mit einer *beneficiata* herauskam, gewann die verzeichnete Prämie.

Von diesem Spiel aus vollzog sich der Uebergang vom einfachen Spiele zur planmäßigen Auslosung. Solange ein einziger das ganze Objekt gewann, lag offenbar nur ein abgeänderter Verkauf vor, bei dem der Warenabsatz die Hauptsache, das Spiel nur Mittel zum Zweck ist. Bei der eigentlichen Auslosung sind es viele Preise und Gewinne, die verlost werden.

Die Auslosengeschäfte, wie sie Scaccia des weiteren beschreibt, müssen wir wohl als die ersten Lotterien ansprechen; denn mehrere Preise wurden unter eine größere Anzahl von Teilnehmern ausgelost, die einen bestimmten Einsatz bezahlten. Wie die Entwicklung es mit sich gebracht hatte, bestanden die Preise ursprünglich in Waren, da Kaufleute die Unternehmer waren. Die weitere Verbreitung dieser Auspielungen ließ aber auch bequemere Formen erwünscht erscheinen, und man setzte an die Stelle der ziemlich unpraktischen Waren Geldpreise. Damit war man bei den Geldlotterien angelangt, denjenigen Formen der Auspielungen, die heute fast nur noch üblich sind. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß bei diesen an nicht gerade edle Leidenschaften appellierenden Geschäften alle die häßlichen Auswüchse sich zeigten, die jeder nicht auf wirklicher Arbeit beruhende Verdienst zeitigen muß. Die Preise wurden geringwertig, die Verlosungssumme so beschränkt, daß die Unternehmerrgewinne überhaupt in keinem Verhältnis mehr zu den Preisen standen und dergleichen. Es war deshalb nötig, daß die Privatwillkür eingedämmt wurde durch den Staat, der

schließlich in den Auslosungen ein Mittel erkannte, dem öffentlichen Säckel aufzuhelfen. Aus diesem Grunde fand auch das erste Lotto in Florenz (1530) statt. Aber auch da hielt die Moral nicht lange stand — kein Wunder, weil eben das ganze Geschäft ein unmoralisches war und ist. —

Eine Merkwürdigkeit der Holzkohle. Wenn man einen glatten Glasstab in trockenem Sand taucht, werden die Sandkörner, sowie man den Stab herauszieht, fast sämtlich von ihm abfallen; wenn man den Stab in trockenem Kohlenstaub taucht, wird man im allgemeinen dieselbe Beobachtung machen. Aber wenn man heißen Holzkohlenstaub verwendet, wird dieser an dem herausgenommenen Glasstab haften bleiben; es darf aber nur Holzkohle genommen werden, mit Steinkohle, Braunkohlenstaub oder dem Staub sonst irgend einer Kohle wird der Versuch mißlingen.

Dagegen ist es völlig gleichgültig, was für Holz die Holzkohle geliefert hat: Solche von Eichenholz wirkt ebenso, wie die von Lindenholz oder Nadelholz. Es haftet um so mehr Kohlenstaub an dem Stab, je heißer die Kohle ist; der Glasstab wird vorher nicht erwärmt, sondern man läßt ihm die Temperatur der Zimmerluft. Wenn man dann den Stab mit der daran haftenden Kohle frei in der Luft hält, so daß der Staub sich abkühlt, fällt er auch ab, aber nicht allmählich, sondern ziemlich plötzlich, nämlich dann, wenn der Kohlenstaub ebenfalls auf Stubentemperatur abgekühlt ist, also zwischen Pulver und Stab kein Temperaturunterschied mehr besteht. Als man die auffällige Erscheinung beobachtet hatte, meinte man zunächst, gerade wie der Staub nur aus Holzkohle bestehen dürfte, müsse auch ein Glasstab verwendet werden; aber man experimentierte dann mit Stäben aus ganz verschiedenartigem Material und kam immer zu demselben Resultat. So ergab sich, daß Holzkohle an Stäben und Drähten aus Platin, Kupfer, Eisen oder Messing, ebensogut haftet, wie an solchen aus Glas. Natürlich müssen die Metallstäbe, um das Experiment deutlich zu machen, gut poliert sein, denn wenn sie eine rauhe Oberfläche hätten, wäre es ja selbstverständlich, daß an ihren Spitzen und Rändern eine gewisse Menge von Holzkohle hängen bliebe, dann würde aber nicht nur diese daran festgehalten werden, sondern ebenso gut auch jede andere Kohle oder auch Sand, Mehl und andere Pulver.

Es muß schließlich auch noch darauf geachtet werden, daß die Kohle möglichst heiß ist, denn je größer der Temperaturunterschied zwischen Stab und Staub ist, um so deutlicher und schöner gelingt der Versuch. Da er an verschiedenen Stabsubstanzen in gleicher Güte durchführbar wird, ist die Annahme zurückzuweisen, die man zunächst zur Erklärung der Erscheinung anführen möchte, nämlich die Meinung, daß es sich hier um eine Wirkung von Elektrizität handle; wenn eine solche ins Spiel käme — es könnte sich nur um Reibungselektrizität handeln — so müßte die Wirkung bei verschiedenen Substanzen eben verschieden stark sein. Denn wenn man einen Glasstab gegen ein Pulver reibt, so ist die entstandene Elektrizität quantitativ von derjenigen verschieden, die dadurch hervorgerufen wird, daß ein Metallstab gegen dasselbe Pulver gerieben wird. —

Schatten- und Puppenspiele. Schon die alten Kulturvölker hatten ihre Marionettentheater, in denen Puppen- und Schattenspiele aufgeführt wurden. Wir wissen, daß der Hauptheil in den alt-römischen Marionettenspielen der Priap war, der mit seinen burlesken Späßen die Gunst der lachenden Zuschauermenge im Fluge eroberte. Das Mittelalter bildete diese Volkstunst erheblich weiter. Die komischen Figuren der Schattenspiele wurden den markantesten Volkstypen, in denen sich der Volkscharakter am deutlichsten verkörperte, nachgebildet. So entstand der Hanswurst der Deutschen, der Polichinello der Italiener, der Jean-potage der Franzosen usw. Alle diese komischen Figuren sind mehr oder weniger Nachbildungen des Teufels, wie ihn sich das Volk nach dem Wunsche der Kirche, in seiner Dummheit, Blumpheit und Tölpelhaftigkeit vorstellen sollte. Aber nicht nur die christlichen Völker Europas konstruierten sich ihren Haclekin. Der „Kaspar“ der Türken ist der Karakus oder Nasr-Eddin-Gobja — in Nordafrika Karakusch oder Garaqus genannt —; zu deutsch heißt er etwa: „Schwarzauge“. Der Karakus feiert seine Haupterfolge im Monat Ramaban, zu welcher Zeit er mit seinen herben und zynischen Späßen Alt und Jung unterhält. Diesem mohammedanischen Hanswurst ist eine ungehobene Grobheit eigen, die ihresgleichen sucht. Seine Witze und Anzüglichkeiten bewegen sich fast ausschließlich auf erotischem Ge-

biet. So vermittelt er dem orientalischen Geschmack Ähnliches, was schlüpfrige Lektüre oder die Auführungen von Varietés zweifelhafter Art dem abendländischen Geschmack zu bieten vermögen. Den Chinesen und Japanern sind die Schattenspiele mit ihren späßigen Helden gleichfalls nicht unbekannt. Sie erfreuen sich im östlichen Asien einer großen Beliebtheit. In Indien und Niederländisch-Indien sind die Puppen- und Schattenspiele besonders entwickelt. Während man anderweitig, auch in Europa, die Figuren der Schattenspiele einfach aus Papppe ausschneidet, sind die Figuren der Wayangs — so heißen z. B. die Schattenspiele auf Java — aus Leder geschnitten; sorgfältig ausgestanzte Stellen deuten die Gesichtszüge, die Falten der Kleidung und so weiter an. Hier werden die Schattenspiele weniger für roheste Volkunterhaltung gebraucht. Ihre Darbietungen können vielmehr als eine Art von Pantomime angesehen werden, indem in den Schattenspielaufführungen Szenen aus dem Leben Buddhas oder irgend eines buddhistischen Heiligen dargestellt werden. Allen Puppen- und Schattenspielen ist durchweg eigen, daß sie nicht als Pantomimen aufgeführt werden, sondern daß die einzelnen Personen mit verschiedenen Stimmen — der auf verschiedene Art verstellten Stimme des Puppentheaterdirektors — deklamieren. Der Text lehnt sich dabei meist an althergebrachte Muster an, wird aber oft durch aktuelle „Stegreifdichtung“ erweitert, die oft die wirksamsten Schläger enthält und den lautesten Beifall der Zuhörer herauszufordern pflegt. —

Logogryph.

Ein Wörtchen kurz und inhaltsschwer,
Gar oft bequemet's dir im Leben,
Wenn Not und Sorge dich umgeben,
Dann fühlst du keine Regung sehr.

Nun streiche eines von den Fischen,
Und wunderbar, ein Wort entsteht,
Der Gegenfag von meinem ersten,
Doch Hand in Hand es mit ihm geht.

Nacht heute hettet dir das Etire,
Draht morgen, Freund, das andre dir,
So wechelt ab es bis zum Tode,
Nun nenne schnell die Worte mit. oh.

Verwandlungs-Rätsel.

Dame — Lauer — Mehl — Arche — Palme — Reis — Strich — Kohle — Malta.
Diese 9 Wörter sollen ohne Abnahme oder Hinzufügung eines Buchstabens so umgewandelt werden, daß die Anfangsbuchstaben der Reihe nach einen Ausspruch von Goethe ergeben. It.

Sprichwörter-Rätsel.

Aus folgenden 7 Sprichwörtern entnehme man der Reihe nach je ein Wort und bilde daraus ein anderes Sprichwort:
1. Der Dieb meint, es stehlen alle.
2. Der Hunger ist stärker als die Liebe.
3. Kunst kann man nicht kaufen.
4. Ehre verloren, alles verloren.
5. Mit Gold kauft man weder Jugend noch Verstand.
6. Das ist bald genug verrichtet, was wohl verrichtet ist.
7. Was glänzt, ist für den Augenbild geboren.

Auflösung des Diamant-Rätsels.

G i n
 G a n b e
 F a l e i b e r
 S c h a n s p a r e n s t
 G i n s e p e w e r d t
 W a l d m e i l l e r
 T r o u b l e
 S c h e r e
 B o r n a
 A b a
 t

Auflösung des Rösselsprungs.

Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht getan,
Und keinen Tag soll man verpassen;
Das Mögliche soll der Entschluß
Vebrezt sofort beim Schobfe lassen;
Er will es dann nicht fahren lassen
Und wirkt weiter, weil er muß. Goethe

(Die Auflösungen der Rätselaufgaben erfolgen in der nächsten Rätselnummer. — Die Namen der Rätsellöser werden nicht veröffentlicht.)

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!